

Jeffrey D. Sachs

Das Ende der Armut

Ein ökonomisches Programm
für eine gerechtere Welt

Aus dem Amerikanischen von
Udo Rennert und Thorsten Schmidt

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel:
»The End of Poverty: Economic Possibilities for Our Time«
bei Penguin Press, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *Munken Premium* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage
September 2006

© 2005 Jeffrey D. Sachs
© der deutschsprachigen Ausgabe 2005 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München,
nach einer Idee von Rothfos + Gabler, Hamburg
Lektorat: Andrea Böltken, Berlin
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Register: Ray C. Brandon, Berlin
Karten und Grafiken: Peter Palm, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2006
ISBN 3-570-55012-5
ISBN 978-3-570-55012-0

www.pantheon-verlag.de

Für Sonia,
Lebensgefährtin, Inspiration,
Lehrerin, beste Freundin

Inhalt

Vorwort von Bono	9
Einleitung	13
KAPITEL 1	
Ein globales Familienbild	17
KAPITEL 2	
Die Ausweitung des modernen Wirtschaftswachstums	41
KAPITEL 3	
Warum manche Länder arm bleiben	69
KAPITEL 4	
Eine klinische Ökonomie	97
KAPITEL 5	
Hyperinflation in Bolivien	117
KAPITEL 6	
Polens Heimkehr nach Europa	139
KAPITEL 7	
Den Sturm ernten: Russlands Kampf um Normalität	165
KAPITEL 8	
China: Aufholjagd nach einem halben Jahrtausend	185
KAPITEL 9	
Marktwirtschaftliche Reformen in Indien: Der Triumph der Hoffnung über die Furcht	211

KAPITEL 10	
Das unerhörte Sterben: Krankheiten in Afrika	233
KAPITEL 11	
Das neue Millennium, der 11. September 2001 und die Vereinten Nationen	263
KAPITEL 12	
Lokale Ansätze zur Armutsbekämpfung	279
KAPITEL 13	
Investitionen zur Beseitigung der Armut	301
KAPITEL 14	
Ein globaler Pakt zur Überwindung der Armut	327
KAPITEL 15	
Können es sich die Reichen leisten, den Armen zu helfen?	353
KAPITEL 16	
Mythen und Zauberformeln	375
KAPITEL 17	
Warum wir handeln sollten	399
KAPITEL 18	
Die Herausforderung für unsere Generation	419
Danksagung	445
Anmerkungen	451
Zitierte Literatur	459
Weiterführende Lektüre	463
Personen- und Sachregister	467

Vorwort

Zwei Männer in einem Flugzeug, schlafend nebeneinander auf einer langen Reise in das Innere Afrikas, buchstäblich und Gott sei Dank über den Gewitterwolken. Der eine ist einigermaßen glatt rasiert, um ihn herum liegen Papiere verstreut. Anthrazitfarbener Anzug, die Augenhöhlen leicht eingefallen vom fehlenden Schlaf. Der andere macht einen schäbigeren Eindruck. Unrasiert, mit zerzaustem Haar, sieht er aus, als hätte er mehr als nur zwei, drei schlaflose Nächte hinter sich. Seinem jungenhaften Gesicht nach zu urteilen müssen es Jahre sein. Ein schlagendes Beispiel, warum viele Flugkilometer möglicherweise der Gesundheit schaden. Als er aufwacht, bittet ihn eine Stewardess um ein Autogramm. Verwirrt und amüsiert zeigt er auf den Kerl im dunklen Anzug neben sich. Das bin ich. Gestatten: Bono, Rockstar und Schüler. Der Mann neben mir ist Jeffrey D. Sachs, der große Ökonom und seit ein paar Jahren mein Lehrer. Noch ein paar Jahre, und sein Autogramm wird eine Menge mehr wert sein als meines.

Diese Reise hat eine lange Vorgeschichte. Sie nahm ihren Anfang noch vor der Zeit, als Jeff Sachs als Direktor des Earth Institute an die Columbia-Universität berufen wurde. Bevor er nach New York zog, um UN-Generalsekretär Kofi Annan als Sonderberater zur Seite zu stehen. Sie fing an, als ich bei Jeff an der Kennedy School of International Development an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts, mein drittes Studienjahr abschloss. Mein Freund Bobby Shriver hatte mir empfohlen, ihn aufzusuchen, damit ich wusste, wovon ich redete, wenn ich zum Capitol Hill ging, um mich im Rahmen der Jubilee-2000-Kampagne gegenüber den reichen OECD-Ländern dafür einzusetzen, den ärmsten Ländern dieser Erde ihre Schulden zu erlassen. Ich betrat die Welt der Abkürzungen mit einem Mann, der daraus eine Buchstabensuppe kochen kann. Eine Suppe, die Sie nicht essen möchten. Eine Suppe, die, richtig eingenom-

men, jedoch dafür sorgen würde, dass eine Menge mehr Menschen eine Menge mehr Suppe essen könnten.

Hunger, Krankheiten, die Vergeudung von Menschenleben – mit anderen Worten: extreme Armut – sind für uns alle ein Affront. Für Jeff ist es eine komplexe, aber lösbare Gleichung. Eine Gleichung, in der Human- und Finanzkapital vorkommen, die strategischen Ziele der reichen Welt und eine neue Art der Planung in der Welt der Armen.

Ich bin ein Sänger mit einem Gehör für eine gute Melodie. Große Ideen haben mit einer guten Melodie viel gemeinsam. Eine gewisse Klarheit, Unausweichlichkeit, Einprägsamkeit ... Man bekommt sie nicht mehr aus dem Kopf, sie lassen einen nicht in Ruhe ... Die Ideen in diesem Buch gehen einem nicht ohne weiteres ein, aber ihren Tenor vergisst man nicht: das Ende der Armut. Es ist eine Herausforderung, an der man kaum vorbeikommt.

Auch an Jeff kommt man kaum vorbei. Bei seinen Vorträgen musste ich diesem Mann hinterherlaufen (so wie die Monkees den Beatles hinterhergelaufen sind). Seine Stimme ist lauter als eine elektrische Gitarre, härter als Heavymetal. Seine Leidenschaft ist opernhaft, er ist physisch überaus präsent, lebendig. Seine Rhetorik hat etwas Maßloses, doch was er sagt, folgt einer strengen Logik. Gott mag seine Stimme mit einem eingebauten Verstärker versehen haben, aber das, was letztlich trägt, sind seine Argumente.

Er ist nicht nur lebendig; er ist zornig. Weil er weiß, dass die Krise, mit der die Entwicklungsländer kämpfen, zu weiten Teilen vermieden werden kann. Menschen zu sehen, die Schlange stehen, um in einem Krankenhaus in Lilongwe, Malawi, zu sterben, zwei in einem Bett und einer darunter auf dem Boden, und zu wissen, dass das nicht so sein muss, ist für die meisten von uns unerträglich. Ich bin am Boden zerstört. Ihm fällt etwas ein. Er ist ein Wirtschaftswissenschaftler, er kann Statistiken zum Leben erwecken, durch die Zahlenkolonnen hindurch die Gesichter sehen, Familien wie seine eigene, die auf Wanderungen in die entlegenen Ecken der Welt zusammenhalten. Er lässt uns erkennen, was Sinnlosigkeit wirklich bedeutet: fünfzehntausend tote Afrikaner täglich, die an Krankheiten gestorben sind, denen man vorbeugen, die man behandeln kann – Aids, Malaria, Tuberkulose –, weil es an Arzneimitteln fehlt, die für uns etwas Selbstverständliches sind.

Diese Zahlen allein führen die Idee ad absurdum, an der viele von uns festhalten: die Vorstellung, dass alle Menschen gleich seien. Denn wenn wir

ehrlich sind, so kämen wir doch nie auf die Idee, dass ein solch alltägliches Massensterben irgendwo anders auf der Erde hingenommen würde. Auf jeden Fall nicht in Nordamerika, nicht in Europa und auch nicht in Japan. Ein ganzer *Kontinent*, der in Flammen aufgeht? Würden wir wirklich in unserem Innersten glauben, ihr Leben – afrikanisches Leben – wäre so wertvoll, so würdevoll, so unantastbar wie unseres, würden wir alle mehr unternehmen, um das Feuer zu löschen. Das ist eine unbequeme Wahrheit.

In diesem Buch geht es um die Alternative, darum, den nächsten Schritt auf dem Weg zur Gleichheit zu tun. Gleichheit ist wie die Freiheit eine großartige Idee – und verknüpft mit dieser –, aber sie ist nicht umsonst zu haben. Wenn wir sie tatsächlich ernst meinen, müssen wir bereit sein, den Preis dafür zu bezahlen. Einige Menschen werden sagen, wir können uns das nicht leisten ... Ich bin anderer Meinung. Ich glaube, wir können es uns nicht leisten, es *nicht* zu tun. In einer Welt, in der die Entfernung nicht mehr darüber entscheidet, wer der »Nächste« ist, ist das nicht nur eine Frage des Herzens, sondern auch des Verstandes. Das Schicksal der Reichen ist unauflöslich mit dem der Armen verwoben. Dafür hat uns spätestens der 11. September 2001 die Augen geöffnet. Die eigentlichen Urheber dieser Anschläge mochten wohlhabende Saudis sein, Beistand und Unterschlupf fanden sie jedoch im verwüsteten, verarmten Afghanistan. Afrika ist noch keine Front im Krieg gegen den Terror, aber das könnte sich bald ändern.

»Der Krieg gegen den Terror ist mit dem Krieg gegen die Armut verbunden.« Wer das gesagt hat? Ich nicht. Auch keine Beatnik-Friedensgruppe. Der Satz stammt vom amerikanischen Außenminister Colin Powell, einem ehemaligen General. Und wenn ein Militär anfängt, so zu reden, sollten wir zuhören. Ist es in angespannten und nervösen Zeiten nicht billiger – und klüger –, sich potenzielle Feinde zu Freunden zu machen, als sich gegen sie zu verteidigen?

Wir hätten unsere Welt gern anders. Aber Wunschdenken ist hier nicht nur wenig hilfreich, sondern sogar gefährlich. Was Jeff Sachs hier vorlegt, geht über seine Idee, die weltweite Armut bis zum Jahr 2015 um die Hälfte zu reduzieren – ein Ziel, das von allen Regierungen der Welt als so genanntes UN-Millenniumsziel unterzeichnet wurde –, weit hinaus. Denn Sachs zeigt auch, wie wir diese Aufgabe bewältigen könnten. Wie wir die erste Generation sein könnten, die jene Form extremer, sinnloser Armut ächtet, bei der ein Kind in einer Welt des Überflusses an Hunger stirbt

oder an einer Krankheit, die man durch eine Impfung zum Preis von 20 Cent hätte verhindern können. Wir sind die erste Generation, die sich das leisten kann. Die erste Generation, die das ganze Knäuel aus unfairem Handel, faulen Krediten und widrigen Umständen entwirren kann. Die erste Generation, die der korrupten Beziehung zwischen den mächtigen und den schwächeren Teilen der Welt ein Ende setzen kann.

Was sich wie ein Klotz am Bein anfühlt, wird in Jeffrey Sachs' Händen zu einem Abenteuer, zu etwas Machbarem und Erreichbarem. Seine Argumentation ist klar. Doch ob wir tatsächlich die Generation sein werden, die nicht mehr akzeptiert, dass ein geographischer Zufall darüber entscheidet, ob ein Kind eine hohe Lebenserwartung hat oder früh sterben muss – darauf kann dieses Buch keine Antwort geben. Werden wir im Westen unsere Möglichkeiten nutzen, oder werden wir es uns in unserem Überfluss bequem machen, während Apathie und Gleichgültigkeit uns die Ohren verschließen? Fünftehtausend Menschen, die Tag für Tag unnötig an Aids, Malaria und Tuberkulose sterben. Mütter, Väter, Lehrer, Bauern, Krankenschwestern, Mechaniker, Kinder. Das ist Afrikas Krise. Dass darüber nicht in der Tagesschau berichtet wird, dass wir das nicht als einen Notfall ansehen – das ist *unsere* Krise.

Künftige Generationen werden wissen, wie wir die entscheidende Frage beantwortet haben. Das werden sie an der Welt ablesen können, in der sie leben. Wer wir sind, wer wir waren, was von uns im Gedächtnis bleiben soll, hängt von uns ab. Aber wir werden uns nicht herausreden können, wir hätten nicht gewusst, wie wir es anstellen sollten. Wir können nicht behaupten, unsere Generation habe sich das nicht leisten können – oder sie habe keinen Grund gehabt einzugreifen. Es liegt an uns. Wir können uns dafür entscheiden, die Verantwortung von uns wegzuschieben, oder aber dem Vorschlag meines Lehrers folgen und uns dafür entscheiden, einen neuen Weg einzuschlagen.

Bono 2004

Einleitung

In diesem Buch geht es um die Beendigung der Armut in unserer Zeit. Es ist keine Prognose. Ich prophezeie nicht, was geschehen wird, sondern erkläre lediglich, was geschehen kann. Gegenwärtig sterben jedes Jahr mehr als acht Millionen Menschen auf der Welt, weil sie zu arm sind, um am Leben zu bleiben. Unsere Generation kann sich dafür entscheiden, dieser extremen Armut bis zum Jahr 2025 ein Ende zu machen.

»Gestern starben über 20 000 Menschen an tiefster Armut.« So könnte es jeden Morgen in unseren Zeitungen stehen. Die Berichte würden die nackten Zahlen näher aufschlüsseln: Bis zu achttausend Kinder starben an Malaria, fünftausend Mütter und Väter an Tuberkulose, 7500 Heranwachsende an Aids. Dazu kommen Tausende, die an Diarrhöe, Atemwegserkrankungen oder anderen tödlichen Krankheiten zugrunde gegangen sind, für die durch chronischen Hunger geschwächte Menschen anfällig sind. Die Armen sterben in Krankenstationen, in denen es an Medikamenten fehlt, in Dörfern, in denen es keine Moskitonetze zum Schutz gegen die Malaria gibt, in Häusern, in denen kein sauberes Trinkwasser verfügbar ist. Sie sterben namenlos, ohne dass die Öffentlichkeit von ihnen Notiz nimmt. Denn leider werden solche Geschichten nur selten erzählt. Die meisten Menschen haben keine Ahnung vom täglichen Kampf ums Überleben und davon, wie viele verarmte Menschen auf der Erde diesen Kampf täglich verlieren.

Seit dem 11. September 2001 führen die Vereinigten Staaten Krieg gegen den Terror; die tieferen Ursachen der globalen Instabilität haben sie jedoch vernachlässigt. Die 450 Milliarden Dollar, die die US-Regierung 2005 für das Militär ausgeben will, werden niemals den Frieden erkaufen können, wenn sie auch weiterhin nur etwa ein Dreißigstel dieser Summe, nicht mehr als 15 Milliarden, dafür aufwendet, das Elend der Ärmsten der Armen auf der Welt zu lindern, deren Gesellschaften durch extreme Ar-

mut destabilisiert und dadurch zu Brutstätten von Unruhe, Gewalt und sogar weltweit agierender Terroristen geworden sind.

15 Milliarden Dollar machen einen winzigen Bruchteil des US-amerikanischen Einkommens aus, gerade einmal 15 Cent pro 100 Dollar des amerikanischen Bruttosozialprodukts (BSP). Der Anteil des US-amerikanischen BSP, der für die Unterstützung der Ärmsten der Welt ausgegeben wird, ist seit Jahrzehnten ständig gesunken, und er ist nur ein Bruchteil dessen, was die Vereinigten Staaten immer wieder zugesagt und dann doch nicht eingehalten haben. Und er unterschreitet bei weitem die Summe, die die USA ausgeben müssten, um sowohl die extreme Armut zu beheben als auch die nationale Sicherheit Amerikas zu erhöhen. In diesem Buch geht es mithin um die Suche nach den richtigen Entscheidungen – Entscheidungen, die zu einer wesentlich sichereren Welt führen können, sicherer deshalb, weil sie auf Ehrfurcht und Achtung vor dem menschlichen Leben gründet.

Ich habe in den letzten zwanzig Jahren mit Staatsoberhäuptern, Finanz- und Gesundheitsministern sowie Dorfbewohnern aus allen Teilen der Welt gearbeitet. Ich habe über hundert Länder besucht, in denen zusammengenommen rund 90 Prozent der Weltbevölkerung leben. Die Erfahrungen, die ich bei diesen ständigen Perspektivwechseln habe sammeln können, ermöglichen mir einen recht genauen Blick auf die tatsächlichen Lebensumstände auf unserem Planeten. Zwei Jahrzehnte lang habe ich darum gerungen, die Ursachen der Armut, die Rolle, die die Politik der reichen Länder dabei spielt, und die Möglichkeiten für die Zukunft so präzise wie möglich abzuschätzen. Keine andere Aufgabe in meinem Leben war intellektuell und politisch lohnender.

Ich hatte das Glück, an einigen wirklichen Erfolgen teilhaben zu dürfen: dem Ende von Hyperinflationen, der Einführung neuer, stabiler nationaler Währungen, dem Erlass unbezahlbarer Schulden, der Umwandlung dahinsiechender kommunistischer Wirtschaften in dynamische Marktwirtschaften, der Gründung des Globalen Fonds zur Bekämpfung von Aids, Tuberkulose und Malaria und einer modernen medikamentösen Behandlung von mittellosen HIV-Infizierten. Mehr und mehr habe ich begriffen, wie groß die Diskrepanz zwischen behaupteter und tatsächlich geleisteter Entwicklungshilfe seitens der reichen Länder ist. Meine wissenschaftliche Forschung und meine Beratertätigkeit vor Ort haben mir außerdem vor Augen geführt, dass unsere Generation die Macht in den Händen hält, das massive Leiden der Ärmsten der Armen zu beenden und auf diese Weise unser eigenes Leben sicherer zu machen.

Auf den folgenden Seiten werde ich erklären, was ich in so unterschiedlichen Ländern wie Bolivien, Polen, Russland, China, Indien und Kenia gesehen und gelernt habe. Sie werden der Lektüre entnehmen, dass alle Teile unserer Welt die Chance haben, in ein Zeitalter beispielloser wirtschaftlicher Blüte einzutreten, gegründet auf globalen wissenschaftlichen und technischen Fortschritt und globale Märkte. Aber Sie werden auch sehen, dass bestimmte Teile der Welt in einer Abwärtsspirale aus Verarmung, Hunger und Krankheit gefangen sind. Es ist zwecklos, den Sterbenden Vorträge darüber zu halten, dass sie mit ihrem Leben etwas Besseres hätten anfangen können. Unsere Aufgabe ist vielmehr, ihnen dabei zu helfen, sich auf der Entwicklungsleiter zumindest auf der untersten Sprosse einen festen Halt zu verschaffen, von der aus sie dann allein weiterklettern können.

Bin ich ein Optimist? Die Frage geht am Kern der Sache vorbei: Denn der besteht nicht darin, die Zukunft vorherzusagen, sondern darin, zu ihrer Gestaltung beizutragen. Diese Aufgabe geht uns alle an – Sie so gut wie mich. Auch wenn volkswirtschaftliche Lehrbücher für Studienanfänger Individualismus und dezentralisierte Märkte predigen, beruhen unsere Sicherheit und unser wirtschaftliches Wohlergehen mindestens ebenso sehr auf kollektiven Entscheidungen mit dem Ziel, Krankheiten zu bekämpfen, eine solide wissenschaftliche Forschung und ein gut ausgebautes Schulwesen zu fördern, notwendige Infrastrukturen bereitzustellen und den Ärmsten der Armen zu helfen. Erst wenn eine Grundversorgung an Infrastruktur (Straßen, Elektrizität und Häfen) und Humankapital (Gesundheit und Bildung) vorhanden ist, wirken Märkte als starke Triebkräfte der Entwicklung. Ohne diese Vorbedingungen können Märkte in grausamer Weise große Teile der Welt übergehen und dauerhaft verarmt zurücklassen. Kollektives Handeln – durch Schaffung der genannten Vorbedingungen seitens der Regierung sowie notfalls finanzielle Hilfe von außen – untermauert wirtschaftlichen Erfolg.

Vor 85 Jahren machte sich der bedeutende britische Nationalökonom John Maynard Keynes Gedanken über die entsetzlichen Umstände der Weltwirtschaftskrise. Aus den Tiefen der Verzweiflung, die ihn umgab, schrieb er 1930 *Economic Possibilities for Our Grandchildren*. In einer Zeit erdrückender wirtschaftlicher Zwänge und großer Not prophezeite er der Generation seiner Enkel das Ende der Armut in Großbritannien und anderen Industrieländern zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. Keynes unterstrich dabei die dramatische Entwicklung von Wissenschaft und

Technik und die Möglichkeit technischer Fortschritte zur Absicherung eines anhaltenden Wirtschaftswachstums mit exponentiellem Verlauf, genügend Wachstum also, um das uralte »Wirtschaftsproblem« lösen zu können, genug zu essen und genügend Einkommen zu haben, um die anderen Grundbedürfnisse zu befriedigen. Keynes lag goldrichtig: In den reichen Ländern von heute gibt es keine extreme Armut mehr, und in den meisten Ländern der Welt mit mittlerem Einkommen ist sie ebenfalls auf dem Rückzug.

Aus derselben Logik heraus können wir heute erklären, dass sich die extreme Armut beenden lässt, und zwar nicht erst in der Generation unserer Enkel, sondern in unserer eigenen. Der Wohlstand der reichen Welt, die geballte Macht unseres heutigen Wissens und die Tatsache, dass immer weniger Länder weltweit auf unsere Hilfe angewiesen sind, um der Armut zu entrinnen, rücken die Beendigung der Armut bis zum Jahr 2025 in den Bereich des Machbaren. Keynes fragte sich, in welcher Weise die Gesellschaft seiner Enkel, endlich vom jahrhundertalten Kampf ums tägliche Überleben befreit, ihren Wohlstand nutzen würde. Genau diese Frage stellt sich heute auch uns. Werden wir von unserem Reichtum einen klugen Gebrauch machen und einen geteilten Planeten heilen, das Leiden aller beenden, die noch immer in tiefer Armut gefangen sind, und ein kultur- und religionsübergreifendes Band aus Menschlichkeit, Sicherheit und gemeinsamen Zielen erschaffen?

Die Antwort auf diese Frage ist nicht Thema dieses Buches. Stattdessen möchte ich dazu beitragen aufzuzeigen, wie die Weltwirtschaft dorthin gekommen ist, wo sie sich heute befindet, und welche Kapazitäten unsere Generation in den kommenden zwanzig Jahren mobilisieren könnte, um die verbliebene extreme Armut zu beseitigen. Es geht um die Skizzierung eines Weges zu Frieden und Wohlstand, der so ist, dass wir hoffentlich bereit sein werden, ihn zu gehen. Im Augenblick bin ich dankbar für die Möglichkeit, anderen das weiterzugeben, was ich von der Welt und den wirtschaftlichen Möglichkeiten unserer Zeit gesehen habe.

KAPITEL 1

Ein globales Familienbild

Malawi: Der perfekte Sturm

Wir kommen an einem Vormittag in Nthandire an, einem kleinen Dorf in Malawi, etwa eine Stunde von der Hauptstadt Lilongwe entfernt. Auf unserer Fahrt über die Sandpisten sind wir an Frauen und Kindern vorbeigekommen, die barfuß gingen und Wasserkrüge, Brennholz und andere Bündel trugen. Die Luft ist um diese Tageszeit bereits drückend schwül. In diesem verarmten Binnenstaat im Süden Afrikas, in dem Mais allein für den Eigenbedarf angebaut wird, müssen die Haushalte ihren Lebensunterhalt einem unbarmherzigen Boden abringen. Und dieses Jahr ist das noch schwieriger als gewöhnlich, weil der Regen ausgeblieben ist, vermutlich auf Grund eines El-Niño-Zyklus. Die Pflanzen verdorren auf den Feldern, an denen wir vorbeifahren.

Wenn es in den Dörfern genügend arbeitsfähige Männer und Frauen gäbe, die auf den Dächern und in den Feldern kleine Sammelbehälter hätten bauen können, um zumindest die geringen Regenmengen der letzten Monate aufzufangen, dann wäre die Situation nicht ganz so hoffnungslos wie an diesem Morgen. Doch bei unserer Ankunft im Dorf sehen wir überhaupt keine kräftigen jungen Menschen. Wir werden nur von älteren Frauen und Kindern begrüßt. Wo sind die Arbeiter, fragen wir. Auf den Feldern? Der Helfer, der uns zu dem Dorf geführt hat, schüttelt traurig den Kopf. Nein, lautet die Antwort, sie sind fast alle tot. Das Dorf wurde von Aids heimgesucht, das nun schon seit Jahren in diesem Teil Malawis wütet. Fünf Männer im Alter zwischen zwanzig und vierzig Jahren sind im Dorf übrig geblieben. An diesem Morgen sind sie nicht da, weil sie an der Beerdigung eines Dorfbewohners teilnehmen, der tags zuvor an Aids gestorben ist.

Der Tod war in den letzten Jahren in Nthandire allgegenwärtig. Die

Großmütter, die wir antreffen, hüten ihre verwaisten Enkel. Jede Frau hat eine eigene Geschichte zu erzählen, wie ihre Söhne und Töchter gestorben sind und ihnen die Bürde hinterlassen haben, fünf, zehn oder gar fünfzehn Waisen großzuziehen. Diese Frauen haben ein Alter erreicht, in dem sie an wohlhabenderen Orten als geachtete Matriarchinnen ihren wohlverdienten Ruhestand nach lebenslanger schwerer Arbeit genießen könnten. Aber hier gibt es keine Ruhe, nicht einmal eine kleine Atempause, denn die Großmütter in diesem Dorf und zahllosen anderen wissen, dass sie mit der Arbeit nicht nachlassen dürfen, wenn diese Kinder nicht sterben sollen.

Der Spielraum zum Überleben ist außerordentlich gering; manchmal gibt es gar keinen mehr. Eine Frau, die wir vor ihrer Lehmhütte antreffen, hat fünfzehn verwaiste Enkelkinder. Während sie uns ihre Lage schildert, zeigt sie zuerst auf die verdorrten Feldfrüchte, die auf den Feldern hinter ihrer Hütte eingegangen sind. Ihre kleine Parzelle, insgesamt vielleicht ein halber Hektar, wäre selbst bei ergiebigen Regenfällen zu klein, um ihre Familie zu ernähren. Zu den Problemen einer geringen Ackerfläche und nicht ausreichender Niederschläge kommt ein weiteres hinzu: Der Boden in diesem Teil Malawis ist so stark ausgelaugt, dass die Hektarerträge selbst bei ausreichenden Regenmengen nur eine Tonne Mais betragen – auf gesunden Böden sind drei Tonnen die Regel.

Eine halbe Tonne Getreide von einem Feld mit einem halben Hektar Fläche würde kaum zu einer angemessenen Ernährung ausreichen, und es bliebe fast nichts übrig, was sich auf dem Markt verkaufen ließe. In diesem Jahr wird die Frau wegen der Dürre verschwindend wenig ernten. Sie greift in ihre Schürze und holt eine Hand voll halbverdorbener, von Käfern befallener Hirsekörner heraus, aus denen sie am Abend einen Brei kochen wird. Es wird für die Kinder das einzige Essen an diesem Tag sein.

Ich frage sie, wie es ihren Kindern gesundheitlich geht. Sie zeigt auf ein Kind von vielleicht vier Jahren und sagt, das kleine Mädchen habe sich in der vergangenen Woche Malaria zugezogen. Mit dem Enkelkind auf dem Rücken war die Frau rund zehn Kilometer zum nächsten Krankenhaus gegangen. Als sie dort ankamen, gab es kein Chinin mehr. Die Großmutter und das fieberkranke Kind wurden wieder zurückgeschickt mit dem Bescheid, am nächsten Tag wiederzukommen.

Als sie am folgenden Tag den beschwerlichen Weg erneut bewältigt hatten, war wie durch ein Wunder gerade neues Chinin eingetroffen; das Kind sprach auf die Arznei an und erholte sich wieder. Es war Rettung in

letzter Minute. Wenn Malaria bei einem Kind einen oder zwei Tage lang nicht behandelt wird, kann das Gehirn geschädigt werden, Koma und Tod sind die Folge. Über eine Million, möglicherweise sogar bis zu drei Millionen afrikanische Kinder fallen der Malaria Jahr für Jahr zum Opfer. Diese furchtbare Katastrophe ereignet sich trotz der Tatsache, dass man der Krankheit bis zu einem gewissen Grad – durch Verwendung von Moskitonetzen und andere Umweltkontrollen, die jedoch die verarmten Dörfer in Malawi und auf dem übrigen Kontinent nicht erreichen – vorbeugen und sie bei ihrem Ausbruch sogar erfolgreich behandeln kann. Es gibt einfach keine denkbare Entschuldigung dafür, dass diese Krankheit jährlich Millionen Menschen dahinrafft.

Unser Führer nach Nthandire gehört zu einem christlichen Hilfsdienst; der engagierte und mitfühlende Malawier ist wie seine Kollegen im Auftrag einer örtlichen Nichtregierungsorganisation (NGO) unterwegs, Dörfern wie diesem unter schwierigsten Bedingungen zu helfen. Der NGO stehen kaum finanzielle Mittel zur Verfügung; sie lebt von mageren Zuwendungen. Ihre große Leistung in dem Dorf einschließlich dieser Familie mit fünfzehn Kindern besteht darin, jedes einzelne Haus mit einer Plastikplane auszustatten, die unter dem Strohdach angebracht wird, damit die Kinder zumal während der Regenzeit nicht schutzlos den Elementen ausgeliefert sind. Dieser Beitrag von einigen wenigen Cent pro Haushalt ist alles, was die Hilfsorganisation aufbringen kann.

Auf unserem Rundgang durch das Dorf schildern andere Großmütter ähnliche Geschichten. Jede hat Söhne oder Töchter verloren, und die Zurückgebliebenen kämpfen ums Überleben. In diesem Dorf gibt es nur Arme. Kein Krankenhaus in der Nähe. Keine saubere Wasserquelle. Keine Ernte auf den Feldern. Und vor allem keine Hilfe. Ich frage eines der kleinen Mädchen, wie sie heißt und wie alt sie ist. Sie sieht aus wie eine Sieben- oder Achtjährige, tatsächlich ist sie bereits zwölf Jahre alt. Jahrelange Unterernährung hat ihr Wachstum gebremst. Als ich mich nach ihren Träumen erkundige, sagt sie, sie möchte gern Lehrerin werden und sei bereit, dafür hart zu arbeiten und diszipliniert zu lernen. Doch ihre Chancen, eine weiterführende Schule und ein Lehrerinnenseminar zu besuchen, sind angesichts ihrer Lebensumstände äußerst gering. Gegenwärtig ist ein regelmäßiger Schulbesuch ein Ding der Unmöglichkeit. Die Kinder müssen der Schule immer wieder wegen Krankheit fernbleiben, oder sie werden zu Hause gebraucht, um Wasser und Brennholz zu holen oder sich um ihre Geschwister zu kümmern; oft fehlt es an Geld für Lehrmittel,

eine Uniform und die Schulgebühren oder die kilometerlangen Schulwege sind zu unsicher.

Wir verlassen das Dorf und fliegen noch am selben Tag nach Blantyre, der einzigen weiteren Stadt Malawis neben der Hauptstadt. In Blantyre besuchen wir das Hauptkrankenhaus von Malawi. Im Queen Elizabeth Central Hospital bemüht die malawische Regierung sich, die medizinische Versorgung für die rund 900 000 Malawier in Gang zu setzen, die HIV-infiziert sind und gegenwärtig an diesem Virus sterben, weil sie nicht behandelt werden. Das Krankenhaus hat eine Ambulanz für diejenigen eingerichtet, die die Kosten von einem Dollar pro Tag für eine antiretrovirale Kombinationstherapie aufbringen können. Diese kostengünstige Lösung hat Malawi in Verhandlungen mit dem indischen Unternehmen Cipla erzielt, das pharmazeutische Nachahmerpräparate herstellt und als eines der ersten preisgünstige antiretrovirale Arzneimittel an arme Länder lieferte. Doch die Regierung ist zu arm, um auch nur einen Dollar pro Tag und Aidskranken bezahlen zu können; daher ist das Programm zunächst auf Selbstzahler beschränkt. Zum Zeitpunkt unseres Besuchs bekamen etwa vierhundert Personen jeden Tag Medikamente gegen Aids – vierhundert von rund 900 000 Infizierten, die überhaupt keinen Zugang zu irgendwelchen Maßnahmen gegen die Krankheit haben.

Wir begeben uns mit dem Arzt, der den ambulanten Dienst und die Krankenstationen beaufsichtigt, in ein Konferenzzimmer. Er schildert uns die kleinen Wunder bei der Behandlung der hiesigen Aidspatienten, die in dramatischer Weise auf die Medikamente angesprochen haben. Die Erfolgsquote der Medikation beträgt fast 100 Prozent. Da die Malawier bisher noch nie Arzneimittel eingenommen haben, sind die HIV-Stämme gegen die Präparate noch nicht resistent. Außerdem kommen die allermeisten Patienten regelmäßig zwei Mal am Tag zur Medikamentenausgabe, beseelt von dem festen Wunsch, am Leben zu bleiben. Kurzum, der Arzt ist überaus zufrieden.

Wir sind noch ermutigt von seinem Bericht, als der Arzt aufsteht und uns einen Besuch in der Krankenstation auf der anderen Seite der Eingangshalle vorschlägt. »Krankenstation« ist der blanke Euphemismus. Hierhin kommen an Aids erkrankte Malawier nur noch, um zu sterben. Auf der Krankenstation gibt es keine Medikamente. Die Station – ein Raum – hat eine ausgewiesene Belegstärke von 150 Betten; tatsächlich liegen hier 450 Personen, jeweils drei Patienten in oder neben einem Bett. In den meisten Fällen liegen zwei Menschen nebeneinander in einem Bett Kopf

an Fuß – Fremde, die sich ein Totenbett teilen. Neben oder unter dem Bett stirbt ein Dritter auf dem Boden, manchmal buchstäblich auf dem Boden oder auf einem Stück Karton.

Der Raum ist voller Stöhnen und Wehklagen. Das ist ein Sterbezimmer, in dem drei Viertel der Kranken oder mehr sich ohne jegliche Medikation im Endstadium der Krankheit befinden. Familienangehörige sitzen an den Betten, befeuchten trockene Lippen und sehen zu, wie ihre Lieben sterben. Derselbe Arzt, der die Patienten auf der anderen Seite der Halle mit Medikamenten behandelt, weiß nur zu gut, was getan werden könnte. Dass es jedem dieser Patienten möglich wäre, vom Totenbett aufzustehen, wenn er nur einen Dollar täglich erübrigen könnte. Dass es kein Problem der Infrastruktur, der Logistik oder der regelmäßigen Medikamenteneinnahme ist, sondern der Tatsache geschuldet ist, dass die Welt sich darauf eingestellt hat wegzusehen, wenn Hunderte völlig mittelloser Malawier an diesem Tag sterben, weil sie arm sind.

Im Laufe mehrerer Besuche habe ich die Verhältnisse in Malawi relativ gut kennen gelernt. Einige Jahre zuvor hatte sich der Vizepräsident von Malawi, Justin Mulawesi, an mich gewandt, ein überaus feinsinniger Mann, würdevoll, eloquent und beliebt in einer Mehrparteiendemokratie, die gegen zahlreiche Schwierigkeiten anzukämpfen hat. Das nimmt nicht wunder in einem Land, in dem der durchschnittliche Tagesverdienst pro Kopf 50 Cent und der Jahresverdienst 180 Dollar beträgt und die Bevölkerung massenhaft unter Krankheiten, Armut, Hunger und Dürreperioden zu leiden hat. Erstaunlicherweise haben die Malawier es geschafft, obwohl sich die internationale Gemeinschaft während der ganzen Zeit abseits gehalten hat.

Vizepräsident Mulawesi hat selbst mehrere Angehörige durch Aids verloren. Als wir zum ersten Mal über die Krankheit sprachen, erläuterte er mir mit traurigen Augen seine neuen Pflichten als Chef der National AIDS Commission. Er stand an der Spitze eines Expertenteams, das eine nationale Strategie zur Bekämpfung von Aids entwickeln sollte, um dieser furchtbaren Herausforderung endlich zu begegnen. Die Gruppe reiste durch die ganze Welt – nach Harvard, zur Johns Hopkins University, nach Liverpool, zur London School of Hygiene and Tropical Medicine und zur Weltgesundheitsorganisation –, um Möglichkeiten im Kampf gegen Aids auszuloten.

Malawi konzipierte schließlich eine der ersten und bestgeplanten Strategien zur Behandlung seiner sterbenden Bevölkerung, mit effektiven und

sehr gut durchdachten Lösungen im Hinblick auf die Organisation eines neuen Systems für die Medikamentenausgabe, hinsichtlich Beratung und Schulung der Patienten sowie Aufklärung der Bevölkerung; auch die Finanzierungsströme, um die Schulung der Ärzte zu gewährleisten, wurden neu geordnet. Mit dieser Strategie im Rücken stellte Malawi bei der internationalen Gemeinschaft einen Antrag auf Unterstützung, damit das Land innerhalb von fünf Jahren nach und nach etwa ein Drittel der mit HIV infizierten Malawier (etwa 300 000 Menschen) erreichen und medikamentös behandeln konnte.

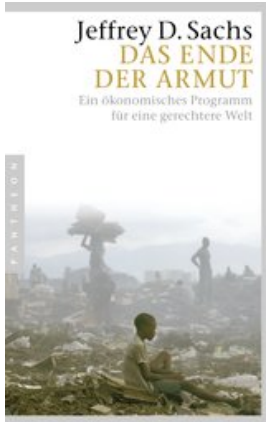
Internationale Verfahren sind grausam. Die Regierungen der Geberländer – darunter auch die USA und europäische Staaten – forderten von Malawi, die Ziele drastisch zu reduzieren, weil sie »zu ehrgeizig und zu teuer« seien. Der zweite Entwurf sah nur noch die Behandlung von hunderttausend Aidskranken im Laufe von fünf Jahren vor. Selbst das war zu viel. Während angespannter fünftägiger Verhandlungen brachten die Geberländer Malawi dazu, das Vorhaben erneut um 60 Prozent auf 40 000 Aids-Kranke zurückzuschrauben. Dieser verkümmerte Plan wurde dem Globalen Fonds zur Bekämpfung von Aids, Tuberkulose und Malaria vorgelegt. Die Geberländer, die dem Fonds angehörten, hielten es zynischerweise für angebracht, erneut eine Kürzung vorzunehmen. Nach langen Bemühungen erhielt Malawi schließlich eine Beihilfe, um innerhalb einer Fünfjahresperiode 25 000 Aidskranke mit Medikamenten versorgen zu können – eine internationale Hilfe, die einem Todesurteil gleichkommt.

Carol Bellamy von der UNICEF hat die bedrückende Lage Malawis zutreffend als den perfekten Sturm bezeichnet, in dem Klimakatastrophen, Verarmung, die Aids-Pandemie und dauerhafte Belastungen wie Malaria, Bilharziose und andere Krankheiten zusammenkommen. Angesichts dieses furchtbaren Mahlstroms hat die Weltgemeinschaft bislang ein wenig die Hände gerungen und sogar einige edle Absichtserklärungen abgegeben, konkret jedoch herzlich wenig unternommen.

Bangladesch: Auf der Entwicklungsleiter

Einige tausend Meilen von diesem perfekten Sturm entfernt befindet sich die Armut auf dem Rückzug, denn der Kampf ums Überleben wird allmählich gewonnen, wenn auch mit enormen Risiken und einer Fülle un erfüllter Bedürfnisse. Schauplatz dieses Kampfes ist Bangladesch, eines der

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Jeffrey D. Sachs

Das Ende der Armut

Ein ökonomisches Programm für eine gerechtere Welt

Paperback, Klappenbroschur, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-570-55012-0

Pantheon

Erscheinungstermin: September 2006

Wir können die extreme Armut in der Welt abschaffen, nicht erst in der fernen Zukunft, sondern in unserer Gegenwart. Das ist die Botschaft von Jeffrey Sachs, den die »New York Times« als den »wichtigsten Ökonomen der Welt« bezeichnet hat. Sein Buch zeigt Wege auf, wie auch die Menschen der ärmsten Länder am wirtschaftlichen Wohlstand beteiligt werden können.



[Der Titel im Katalog](#)